



Feierabend



Frau an Bord!

Von Yves Florence.

Unter Klagen und Keuchen stieß der Frachtdampfer, schwarz von Kohle und Nacht, seinen Bordestieven durch die dichten Schatten. Die Ellenbogen auf dem Tisch, lauschte Grall den Schlägen der Kolben. Sein Schiff und er, ein einziges Wesen, ein einziges Leben.

Zwei Männer: Grall, der Kapitän, die borstigen grauen Haare zur Bürste gekämmt, mit Augen, farblos unter den verschiedenen Horizonten, eine Maske mit fast brutal hervorspringenden Gesichtsteilen; Bertier, der Zweite, rund und kindlich das Antlitz, das aber in der Leidenschaft durch eine furchtbare Festigkeit entsetzt werden konnte; den Männern voll Kühnheit gegenüber, schüchtern in der Gesellschaft der Frauen.

Grall warf einen Blick auf die Uhr, dann auf den noch immer schlafenden Bertier. Er hob die Schulter, ordnete seine Toppe.

Er stieg hinauf, an Stelle des andern Wache zu beziehen . . .

. . . In Gedanken versunken, sah Grall Colombo im Nebel untertauchen. Er vernahm Bertiers Schritt, wendete den Kopf und blieb wie angenagelt auf seinem Sitz. „Was bedeutet denn das?“

Es war nicht mehr und nicht weniger als eine Frau, die Bertier dem Kapitän entgegensah. Dieser betrachtete die auf seinem Schiff ungewöhnliche Erscheinung voller Verwirrung.

Mit einer reizenden Geste streckte sie flehend die Arme nach ihm aus, daß es wie ein Kuss durch seinen Körper ging. Er bemerkte, selbst kaum bemerkt, ihre zarten, ungläublich zerschneidenden Hände. Alles an der Frau atmete Zartheit und Schwäche.

„Nun?“ fragte Bertier mit sonderbarer Vereiztheit.

Grall raffte sich auf. Ein Matrose ging vorüber. „He! Germain, die Vorratskammer herrichten zum Aufenthalt für diese Frau hier!“

„Unnötige Arbeit!“ ließ sich lebhaft Bertier vernehmen. „Sie mag meine Kabine haben, oft genug habe ich die Deine mit Dir geteilt!“

„Einverstanden!“ entgegnete Grall. Er rief alsdann der Frau fast brutal

zu: „Strenges Verbot, die Kommandobrücke zu betreten!“

Nachdenklich begaben sich die Männer zu ihrem Posten, und nur allmählich wich die Scheidewand, die sich ganz plötzlich zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

„Was soll man mit ihr anfangen?“

Grall verharrte in zornigem Schweigen, endlich entschied er: „Was? . . . Bei der ersten Zwischenlandung übergebe ich sie dem Hafentendanten! Da kann ich ihr nicht helfen!“ . . .

. . . Auf dem schmalen Tisch in der Kabine dampfte die Suppe. Grall hatte bereits Platz genommen, während noch Bertier herumstand und sich sichtlich anstrengte, das, was er auf dem Herzen hatte, hervorzubringen. „Vielleicht . . .“ Grall warf ihm einen verneinenden Blick zu; verlegen senkte Bertier den seinen.

„Du hast recht!“ meinte Grall, und er selbst holte die Frau herbei. Furchtsam trat sie näher; er hieß sie sich zwischen sie beide niederlegen. Und sie behielt auch später diesen Platz bei.

Sie erzählte ihre traurige Geschichte: Mit einem Mann verheiratet, der sie bis aufs Blut peinigte, hatte sie den Schutz und die Tröstungen eines jungen Pflanzers gefunden. Der Gatte überraschte sie, stach den Liebhaber nieder und marterte die Frau von nun an mit noch mehr ausgeklügelten Foltern. Schließlich war sie ihm entflohen und hatte in dem ersten besten Schiff Unterschlupf gesucht.

. . . Von diesem Tag an nahm sie teil am Leben der zwei Kameraden. Wenn Grall vom Dienst auf der Kommandobrücke festgehalten wurde, wußte sie Bertier in eine Ecke des Dampfers zu locken, und — mit ihrem Mund an seinem Ohr, ihren Körper ganz nahe dem seinen — sprach sie eifrig auf ihn ein, warf dabei aber zu Grall nach dem Kompaßhäuschen neidische Blicke hinüber.

Grall, dessen Fronte sie zur Unterwürfigkeit zwang, kam alsdann zu ihnen und sie ließ Bertier achlos gehen, ohne sich um sein stummes Flehen nur im Geeringsten zu kümmern.

Zweimal machte der Dampfer Zwischenlandung, und zweimal fuhr er mit der

gefährlichen Ladung wieder weiter. Grall erkannte seinen Fehler und erwog ihn mit einer Art Wohlmut. Er wußte, daß diese Leidenschaft die letzte sein würde, eine verzweifelte Leidenschaft des alternden Mannes, die sich für eine Minute an Bord zurückhalten läßt, gerade solange, um in den Rest seines Lebens noch ein Leuchten hineinzugetragen. Aber er hatte die Jugend gegen sich, die Jugend seines Freundes. Der Bursche entriß ihm diese letzte Freude. Ah! Wenn er ihm doch Verständnis entgegenbringen wollte, Bertier hatte ja noch das Leben vor sich! . . . Aber Bertier verstand nicht, nur daß er dieser Frau mit der Sonnenhaut verfallen war, und daß zwischen ihr und ihm der andere stand, der Alte, der seinen Teil forderte und ihn auch vielleicht erhalten würde, weil er der Herr des Schiffes war und seine Nachts stets zu gebrauchen wagte . . .

Sorgenvoll sah Bertier über die Karten gebeugt; ununterbrochen kontrollierte er die Tiefenverhältnisse, und zwischen den verhängnisvollen Antiefen zeichnete er dem Frachtdampfer seinen Weg vor. Die Luft war geladen von elektrischen Wellen. Bertier kämpfte gegen die Anfruhr seiner Sinne, dessen er in dieser Nacht nicht Herr zu werden vermochte. Da schlang sich ein runder Arm um seinen Hals. Jäh fuhr er herum: „Was . . .“

Eine Hand verschloß ihm den Mund; glühend umklammerte ihn die Frau.

„Nein, nein! nicht hier, bitte!“

„Warum nicht?“

Er entzog sich ihrer Umarmung. „Du hast nicht das Recht . . . hier . . . und besonders nicht heute Abend. Wir sind von Gefahren umgeben, das Schiff kann scheitern, es kann . . .“

Er machte eine verwirrte Bewegung, Schweißperlen traten auf seine Stirn: „Geh!“

Er fühlte an seinem Mund ihren Atem. „Du bist gar nicht nett, Alain!“

Er straffte sich, wiederholte verzweifelt: „So geh doch!“

Da wich sie zurück und bemerkte mit einem kleinen Lächeln: „Wohin schiffst du mich? Zu dem andern? . . .“

Er stürzte auf sie zu, packte sie bei den Händen: „Schweig!“

Sie drängte sich an ihn. Er beschwor sie: „Laß mich!“

Mit rauher Kehle sandte er einen Befehl durch die Röhre.

„Ich will! Und im Augenblick!“ Verstört sah er sie an. „Oder niemals!“

Ein Schwindel ergriff ihn. Er öffnete die Arme. Da erschütterte die Brücke ein hastiger Schritt. Grall, den Hals tief in die Schultern geduckt, stürzte sich auf ihn. Vertier zögerte eine Sekunde. Dann rangen sie miteinander. Es war ein schweigender und gräßlicher Kampf. Nöcheln und dumpfe Stöße den einen weit vor dem andern. Der Dampfer vibrierte noch gleich einem zu Tode getroffenen Baumstamm. Das war für den Kapitän wie ein Riß in die eigene Flanke. Sein Schiff! Aber da blickt er auf die Frau, kehrt sich brüst zu Vertier und schrie ihm ins Gesicht: „Ich hasse dich! Und jetzt ersaufen wir! Um so besser! . . . „Zu den Rettungsbooten!“ . . .

Sieben Minuten waren nötig, um sie klar zu machen. Sieben weitere, und Vertier überwachte die letzte Ausbootung in die letzte Schaluppe.

„Und jetzt sind Sie an der Reihe, Leutnant!“

Er schüttelte den Kopf. Und zu der Frau, die sich in Todesangst zum Boot vordrängte, sagte er hart: „Du bleibst!“ Er stieß sie bis zur Kommandobrücke. „Was soll das?“ fragte Grall. Ohne zu ihr hinzusehen, zwang Vertier die Frau in die Knie.

„Da . . . zwischen uns beiden, bis zum Ende!“

Weder sie noch Grall begriffen. Das Wasser war bereits bis an ihre Kniegel gestiegen. Sie heulte auf: „Freiglänge!“ Der Kapitän fuhr auf Vertier los: „Ich befehle dir . . .“

Eine hohe Woge ging über die am Boden liegende Frau hinweg. Vertier ließ nicht locker. Grall versuchte, sie emporzuheben, und noch einen Moment waren die Kameraden durch die Frau verbunden. Dann fühlten sie sich plötzlich der Last entledigt. Und auch ihnen stieg das Meer nun langsam an die Kehle. Aber ihre befreiten Hände fanden noch so viel Zeit, sich zu vereinigen und alsdann grüßend sich zu den Mägen zu heben . . .

(Deutsche Uebersetzung von Margarete Michalowski.)

Von Nero zu Göring.

Reichstagsbrand vor zweitausend Jahren. — Zeugenössliche Berichte über Brandstiftung im kaiserlichen Rom.

Der ominöse „Reichstagsbrand“ in Berlin erinnert an den historischen Brand im alten Rom. Damals ließ Kaiser Nero die Stadt der Sieben Hügel anzünden und schob die Schuld auf die verfolgten Christen, da es ja noch keine Sozialdemokraten und Kommunisten gab. Nun bringt Prokurator in der „Deutschen Freiheit“ eine geschichtliche Zusammenstellung von Zeitberichten der damaligen Zeit, die offensichtlich bekunden, daß sich in den zweitausend Jahren nichts in den politischen Kampfmethode geändert hat.

Politiker wurden abgeschlachtet.

Am 16. Juni 817 (nach der Gründung Roms), also im Jahre 64 unjener Zeitrechnung, ging Rom, die Stadt der Cäsaren, in Flammen auf. „Das Feuer“, so schilderte es Tacitus, dem wir die eingehendste Darstellung jener Zeit verdanken, in den „Annalen“ (Buch 15, Kapitel 38 bis 45), „nahm seinen Anfang beim Zirkus, der an Palatin und Celius grenzt. Die Feuersbrunst, furchtbar schön in ihrer Entstehung und vom Winde begünstigt, ergriff den Zirkus in seiner ganzen Ausdehnung, zumal seine mit Waren gefüllten Buben die Flammen nährten. . . . Erst am sechsten Tage gelang es, das Feuer bei den Esquilien einzudämmen, indem man die Gebäude auf einem großen Platz zerstörte und ihm so eine kahle Fläche entgegensetzte . . .“

Nero war Kaiser von Rom. Er war von einer krankhaften Graufamkeit. Seine Mutter und seinen Bruder hat er ermorden lassen (Sueton 6, 39; Tacitus 14, 1; 15, 62), seine Frau zu Tode gequält. Gegen mißliebige Politiker ließ er unbegründete Prozesse anzetteln und sie des Hochverrats, der Unterschlagung, der Untreue beschuldigen. (Tacitus 15, 20, 35.) Zahllos sind die Politiker, die während seiner Regierung auf seinen Befehl abgeschlachtet wurden! Silanus, Laternanus, Lupoanus, Silicicus — nur einige Beispiele für hunderte. (Tacitus 13, 1; 15, 60; 68, 70.

Freiheit, Mauthgibt, Homosexualität.

Dabei war Nero feige. Er befand sich in ständiger Furcht vor einem Attentat. „Immer stärker zitterte er, trotz der Schutzstaffeln (SS.), deren Zahl er vervielfacht hatte, damit sie einen Wall um ihn bildeten.“ (Tacitus 15, 57.) Seltsamen Lüsten frönte er. (Tacitus 15, 37.) Den, Mauthgibt und (Tacitus 14, 1) der Homosexualität. „Der Kaiser, besessen von allen erlaubten und verbotenen Gelüsten, schien alle Scham verloren zu haben. Denn einige Tage später nahm er sich aus der Schär der Lustknaben ein Individuum namens Pythagoras und ließ sich mit ihm feierlich trauen. Nero nahm den Brautschleier; man ließ Zeugen kommen; das Brautbett und Hochzeitsfadeln wurden gerichtet. Schließlich sah man das, was die Nacht bedeckt, sofern es sich um Mann und Frau handelt.“ (37.)

Den zeitgenössischen Historikern fällt seine Sucht auf, sich in merkwürdig theatralische Kostüme zu hüllen (Sueton 6, 38), also im Gegensatz zur römischen Toga in wallende braune Tücher etwa, oder in braune Hemden, überhaupt sich in Szene zu setzen und Theater zu spielen (Dion Cassius 58, 23; Sueton 6, 38; Tacitus 15, 33; 16, 4). In dieses Gebiet gehört es auch, daß sich Nero sehr gern reden hörte und bei diesen Reden den Mund sehr voll nahm. (Sueton 6, 37.) Eine seiner Reden, kurz vor dem Brande, ist bedeutsam: „Keine Regierung vor ihm — so sagte er — habe das gedurft, was ihm erlaubt sei. Und er ließ ganz eindeutig vernehmen, daß er auch den Rest des Senats nicht schonen werde. Eines Tages werde er diese Einrichtung der Republik verschwinden lassen, um die Provinzen und die Armee römischen Rittern anzuvertrauen.“ (Sueton 6, 37.)

Illegale Flugblätter nach der Tat.

Und dann brannte Rom . . . Als einer der ersten erscheint Nero am Tatort: „Er betrachtet das Feuer vom Turm des Mäcenus aus“ (Sueton 6, 36) und hält sofort eine Rede (Ta-

citius 15, 39; Sueton 6, 38; Juvenal Satiren 8, 219): „Entzückt von der Schönheit der Flammen, wie er sagte, sang er das Lied von der Zerstörung Trojas (von ihm gedichtet: Juvenal 8, 219) im Theatergewand.“ (Sueton 6, 38.) Ein Verbot wurde erlassen, dem Feuer mit den ausreichenden Vorkehrungen zu begegnen. (Tacitus 15, 38.)

Kein Wunder, daß sofort das Gerücht auftaucht: „Nero hat Rom anzünden lassen!“ (Tacitus 15, 39; 40; 44.) Illegale Flugblätter werden verteilt, deren Urheber man nicht herausbekommt. (Sueton 6, 39.) Darauf steht: „Nero hat Rom anzünden lassen!“ Nero läßt billige Lebensmittel verteilen; läßt Paraden errichten, um die Massen der Obdachlosen aufzumuntern; öffnet, um das umherirrende, wohnungslose Volk zu trösten, das Marsfeld, dessen Baulichkeiten, selbst seine eigenen Gärten. (Tacitus 15, 39.) „Aber alle diese Maßnahmen verfehlen ihren Zweck: die Popularität,“ sagt Tacitus. Hartnäckig hält sich das Gerücht: „Nero hat Rom anzünden lassen!“ (Tacitus 15, 40.) Das Gerücht wächst in Gewißheit.

Brandstiftung als Mittel der Vernichtung.

„Kein menschliches Mittel“, sagt Tacitus (15, 44), „weder die Großzügigkeit Neros noch die großen Reden (Gottesdienste) sind mehr imstande, das schimpfliche Gerücht verstummen zu lassen, wonach die Feuersbrunst von der Regierung anbefohlen war.“

Und nun durchschaut man auch den Zweck des Manövers. Nicht um Rom neu aufzubauen (Sueton 6, 38; Tacitus 15, 40), ließ man es in Flammen aufgehen. Die Brandstiftung galt der Vernichtung der ersten Christenkomme . . . doch hören wir die Schilderung des Tacitus (15, 44): „Auch um dieses Gerücht zu beseitigen, suchte Nero Schuldige und wandte raffinierte Foltermethoden gegen die an, deren Lehren man verabscheute. Die Menge nannte sie Christen. Man begnügte sich nicht damit, sie zu vernichten. Man vergnügte sich damit, sie in Tierfelle zu kleiden, damit sie von den Hunden zerissen wurden. Oder sie wurden auch aus Kreuz geschlagen, mit Teer bestrichen, angezündet, und leuchteten, wenn der Tag sich neigte, in der Dunkelheit wie Fackeln. Nero hatte seine Gärten für dieses Schauspiel hergegeben; er gab mit ihnen auch Vorstellungen im Zirkus, wo er sich bald im Gewande eines Kutschers unter das Volk mischte, bald aufrecht auf seinem Wagen an den Wettrennen teilnahm.“

Alles schon dagewesen . . .

Unbequeme Mitwisser am Hofe ließ man natürlich verschwinden. Seneca, Lehrer und Berater des Kaisers, stellte sich bald darauf krank und bat, sich in eine ferne Provinz zurückziehen zu dürfen. Man verweigerte es ihm und auf Neros Befehl unternahm sein Diener Eleonikus einen Giftmordversuch gegen ihn. Der mißlang (Tacitus 15, 45); doch zwang man Seneca etwas später zum Selbstmord. (15, 63; 64.) Die Steuern stiegen durch den Wiederaufbau Roms ins Ungeahnte. (Sueton 6, 38; Tacitus 15, 45.) Die allgemeine Unzufriedenheit wuchs. Schon hört man von einem Aufstand der Gladiatoren von Brenest (Tacitus 15, 46), später von anderen Verschwörungen und Erhebungen (Sueton 6, 40; Tacitus 15, 19 bis 35): „Ganz offen spricht man im Volke von Spartakus und den Wehen seiner Zeit. Denn das Volk wünscht und fürchtet gleichzeitig die Revolution (Tacitus 15, 46.)

Nero verbannte die Revolutionäre. Er beschlagnahmte ihr Vermögen. Er errichtete auf den ägäischen Inseln Konzentrationslager. (Tacitus 15, 71.) Er veröffentlicht eine Anklageschrift gegen die Verbannten (15, 73). Er

ruft seine Soldaten zusammen, gibt jedem 20.000 Mark und kostenlos Getreide, das sie sogleich wieder zum Marktpreis verkaufen (15, 72).
Man kennt das Ende: Ein allgemeiner Volksaufstand, und Nero wird durch Marodeure im eigenen Lager von seinen eigenen Schutztruppen beseitigt. (Sueton 6, 40.)

Alles schon dagewesen, sagte Ben Afrika . . .

Geschichten aus Afrika.

Liebe in Algier.

Aus Algier wird ein Liebesroman gemeldet, vor dem die Filmregisseure und Drehbuchschreiber vor Neid erblaffen würden. Vor zehn Jahren überraschte der Hilfsbeamte in der französischen Kolonialverwaltung in Nemcen, einer algerischen Kleinstadt, namens Robert Lemaire, seine heißgeliebte junge Frau schluchzend auf dem Bett liegend. Am Boden seines Schlafzimmers aber lag sein erschossener Kollege George Lablanc. Maria Lemaire hatte ihren Geliebten in einem Eifersuchtsanfall kurzerhand über den Haufen geschossen. Was tat Lemaire? Jeder andere heißblütige Franzose hätte die treulose und hemmungslose Frau erschlagen oder erwürgt. Lemaire aber glaubte nach wie vor an seine Frau und beschloß, sich für sie zu opfern, da das Verbrechen aus Leidenschaft vor französischen Gerichten bekanntlich höchst milde beurteilt und sündlos mit Freisprechung belohnt wird. Lemaire verständigte also die Polizei und gab zu Protokoll, daß er einen Freund Lablanc in sinnloser Eifersucht erschossen habe. Das Gericht aber machte diesmal einen Ausnahmefall. Es verurteilte den eifersüchtigen Gatten zu 10 Jahren Zuchthaus, die Lemaire schweigend auf sich nahm. Er sah bereits die Hälfte seiner Strafe in der Gefängniszelle in Algier ab, bis er es erreichte, durch einen Freund in Paris Nachricht über seine Frau zu erhalten. Die Antwort war niedererschmetternd. Maria Lemaire war eine Art Strafendirne geworden und hatte in einer schmütigen Absteige in Paris ein verkommenes Ende gefunden. Nun hat die Stunde der Freiheit für den opferbereiten Gatten geschlagen. Er traf in der Transportzelle des französischen Mittelmeerdampfers „Cigale“ in Frankreich ein und bildet mit seinem traurigen Schicksal den neuesten Gesprächsstoff in Algier und in Paris.

St. Helena stirbt.

Die berühmte afrikanische Insel St. Helena, auf die man einst Napoleon verbannt hat, scheint sich vollkommen zu entwickeln. Nach einer Mitteilung der Miß Johnston, der Schwester des einzigen Arztes auf der Insel, beträgt die Einwohnerzahl kaum mehr 600 Personen, darunter 80 Europäer, während die berühmte Insel vor 15 Jahren noch über 1500 Einwohner beherbergte.

Nach dem Tod Napoleons war die Insel jahrelang ein gernbesuchtes Zentrum des Fremdenverkehrs. Viele Dampferlinien, die Südamerika mit Afrika verbunden, legten an der Mole von St. Helena an. Vor allem die ostindische Gesellschaft richtete dort eine Passstation ein, die sämtliche Schiffe, die aus dem Atlantik um die Südspitze Afrikas herum nach Asien fuhren, anlaufen mußten. Das Grab des Kaisers und die übrigen Erinnerungsstätten an Napoleon wurden eifrig besucht und ein Postkarten- und Reliquienhandel blühte auf. Zwei Umstände haben die Entvölkerung der Insel veranlaßt: Erstens die Ueberführung der Leiche Napoleons in den Invalidendom in Paris, und zweitens die Anlage des Suezkanals. Nun ist es so still geworden auf St. Helena, daß im Monat höchstens ein oder zwei Schiffe dort anzufragen pflegen.

Madonna im Grünen.

Von Klaus Klaußen.

Mai mag es damals gewesen sein. Im Hof, zwischen Zementmauern, stand ein blühender, wuchtiger Kastanienbaum. Die Kerzen durchleuchteten die finsternste Nacht. Wiese rundum; einige Quadratmeter nur. Aber immerhin: Wiese, Grünes.

Sie gingen rundum. Die Wiese in der Mitte mit sprossendem Gras und der Kastanienbaum mit ragenden Kerzen als Mittelpunkt.

Eine Stunde lang gingen sie rundum. Einzelnen. Einer hinter dem anderen. Wortlos.

Aller Augen blinzelten dem ungewohnten Sonnenlicht entgegen. Die Lungen dehnten sich und jeder war auf die Wiese veressen. Jeder Grashalm war in den Gehirnen registriert. Jedes unscheinbare, armselige Blümchen wurde allmorgendlich begrüßt. Jeder hätte Dichter werden können, fühlte Ueberschwang im Herzen. Kurzatmige Erregung preßte die Sinne angesichts des Stäubchens Natur.

Eines Morgens . . .

Ja, diesen Morgen dürfte wohl keiner vergessen haben, der damals rundum geschritten war, eine volle Stunde lang. Eines Morgens also, da sah eine Spägin inmitten der Wiese. Und ihr gegenüber lauerten die Jungen. In einer Flaumwolke. Sie rissen die Schnäbel auf und glockten die Mutter an. Die Spägin schrie und schrie.

Ob sie diese Menschen wohl verstanden hatten?

Tags darauf sah die Spägin wieder im Gras und ihr gegenüber lauerten die Jungen. Sie mußten aus dem Nest gefallen sein, das hoch droben zwischen den Kerzen des Kastanienbaumes aufgebaut gewesen war. Da warf jeder der Rundumstreichenden Brotkrumen hin. Vor die Spägin. Es waren Krumen von Schwarzbrot, denn andere hatten sie nicht. Sie bekamen nur Schwarzbrot zu essen. Aber die Spägin verachtete sie nicht, pickte sie auf und warf sie in die aufgerissenen Schnäbel der Jungen.

Jeder gab. Das Tier quittierte.

Tags darauf dasselbe. Und so ging es allmorgendlich durch Wochen.

Die Spägin schrie aufgeregt, wenn sich die Spaziergänger verspäteten. Diese hasteten die Treppen hinunter, Brot in der Hand, vom Mund abgepart, die weichsten, leichtesten Stücke. Die Jungen wuchsen. Schlagen bald mit den Flügeln. Aus dem Flaum wurden Federn. Aus den hilflosen lustigen Vögel, das quer die schmale Wiese durchhüpfte, schlauke Grashalme umknickte und ohne Scheu sich den Rundumstreichenden näherte. Und allmorgendlich forderten sie die Abgabe als Selbstverständlichkeit.

Die Stunde wurde zu kurz. Keiner wollte sich von der Spägin und den Jungen trennen. Aller Augen lagen auf diesem Glück im Grünen. Leuchten stand in den Mienen. Frohes Aufklagen lag auf blutleeren, herben Lippen. Augenblickslang.

Und eines Tages waren sie fort. Die Jungen nämlich. Jugend kennt keine Jugend. Sie waren über die Zementmauer geflogen und kamen nicht wieder. In aller Augen lag Schmerz. Still war die Stunde des Rundumgehens; verlassen lag der Rasenflack; die Kerzen am Kastanienbaum waren im Verlöschen und verwelkte Blütenblätter lagen durcheinandergestreut am schmalen Kiesweg.

Da . . . ein Schrei!

Die Spägin war in den Hof geflattert. Mitten im Hof sah sie und schrie; die Rundumgehenden meinten, sie zu verstehen. Sie dankte ihnen. Jedem einzelnen. Allmorgendlich kam sie, wenn auch nicht eine Stunde lang, blieb sie. Und alle blickten ehrfurchtsvoll zu ihr nieder: der Spägin im Grünen.

Ob sie wohl wieder die nächsten Jungen im Herbst bringen würde?

In jedem Hirn glommt dieser Wunsch, in jedem Herzen regte sich dieser Gedanke. Keiner sprach darüber zum anderen, doch alle hatten ihn erfasst und alle sahen ihn im Sinn des anderen.

Diese Rundumgehenden waren — Straflinge.

Sie liebten ihre Madonna im Grünen, wenn sie auch verloschen waren. Diese Madonna konnte ihnen niemand nehmen . . . das Leben hatte ihnen doch sonst alles bereits genommen!

Sonderbare Tierfreundschaften.

Ungleiche Kameraden. — Ein Affe tyrannisiert eine Bisamratte. — Schlangen haben sich „zum Freifressen“ gern.

Ein Tier, das sich einsam fühlt, ist ebenso unglücklich wie ein vereinsamter Mensch, das werden alle Tierliebhaber bestätigen. Meist verliert es den Appetit und gedeiht nicht. Sorgt man aber dafür, daß das Tier eine gewisse Unterhaltung oder einen Kameraden bekommt, so kann man beobachten, daß sofort seine Stimmung eine ganz andere wird. Deshalb wird in den Zoologischen Gärten Wert darauf gelegt, daß geeignete Käfiggenossen vorhanden sind. Das Eigenartige ist aber, daß sich ein Tier oft nicht gerade mit seinen Artgenossen am besten verträgt, sondern daß es eine Kameradschaft oder gar Freundschaft mit einem Tier schließt, das ihm eigentlich ganz fern stehen müßte, wenigstens wenn es im Reich der Natur nur immer nach einem starken Stilem zuging.

Eine der merkwürdigsten Freundschaften dieser Art bestand zwischen einem Orang-Utan und einem Känguruh. Der Orang-Utan fühlte sich in seiner Behausung alles andere als wohl: mürrisch und faul hockte er in seiner Ecke, bis

man ein kleines Känguruh in seinen Käfig setzte. Mit diesem Augenblick veränderte sich das Wesen des Orang-Utan vollständig. Die beiden Tiere spielten herrlich miteinander und wurden ausgezeichnete Kameraden. Sie waren unzertrennlich. Wenn sie sich zum Schlafen legten, kuschelten sie sich ganz dicht nebeneinander, und friedlich und verträglich speisten sie aus dem gleichen Freifressnapf. Zusammen saßen sie hinter den Gitterstäben und bettelten die Besucher um Gaben an, die sie dann wirklich brüderlich teilten. Wenn das Känguruh einmal nicht ganz so wollte, wie der Orang, so zog er es am Schwanz zurück. Viele Monate dauerte diese treue Freundschaft, zur Freude aller Besucher. Dann aber nahm sie ein plötzliches Ende. Eines Tages gerieten die beiden Kameraden doch um irgend einen Streitpunkt aneinander, und das Känguruh vergaß sich soweit, den Affen in das Gesicht zu beißen. Daraufhin mußten die beiden Tiere getrennt werden.

Ein kleiner Kapuziner-Affe schloß innige Freundschaft mit einer Bisamratte. Diese Bisamratte war bisher allein in ihrem Käfig gewesen und bezeigte sich sehr bissig und leicht reizbar. Man hatte sich also lange den Kopf zerbrochen, was für einen Käfiggefährten man

Ihr geben solle. Schließlich kam man überein, das Kapuzinerkloster verjüngungsweise bei ihr einzuquartieren, denn man sagte sich, daß das Klesschen ja immer, wenn die Ratte ungemütlich würde, die Gitterstäbe hinaufklettern und von oben die Sache mit Ruhe ansehen könne. Es kam aber ganz anders. Denn mit dem Augenblick, als das Klesschen aufstand, war es unbeschreiblicher Herrscher. Es knuffte und schlug die bis dahin so widerpenfliche Ratte, so oft diese irgendwie Zeichen von Unverträglichkeit an den Tag legte, und was noch schlimmer war, es fraß ihr den Kopf leer, ohne daß die Ratte sich im geringsten zur Wehr setzte. Sie schien an dem Klesschen den größten Gefallen zu finden, denn wenn ihr etwas in seinem Benehmen nicht gepaßt hätte, so hätte sie ja in ihren scharfen Zähnen eine gute Waffe gehabt. Aber sie ließ sich geduldig alles gefallen und fügte sich jeder Laune ihres possierlichen Käfiggenossen.

Sehr schwierig ist es, für eine Schlange einen passenden Kameraden zu finden. Kürzlich erst wurden zwei wertvolle Schlangen zusammen in einen Käfig getan. Aber schon in der zweiten Nacht kam es zu einem verhängnisvollen Zusammenstoß zwischen den beiden, der von der größeren dadurch beigelegt wurde, daß sie die etwas kleine Kameradin einfach verschlang.

Der Zwischenfall entstand dadurch, daß ihnen der Wärter am Abend vier tote Ratten in den Käfig gelegt hatte, die sie sich teilen sollten. Wahrscheinlich war die australische schwarze Schlange schneller mit ihrem Anteil fertig als die Tigerschlange, und beide Schlangen machten sich dann über die noch verbliebene vierte Ratte her. Sie fingen beide von einem Ende an zu fressen, und dann schluckte die australische Schlange die Tigerschlange auch noch gleich mit hinunter. Bei einer anderen Gelegenheit konnte eine Schlange noch gerade im letzten Augenblick gerettet werden, als von ihrem ganzen Leibe nur noch zehn Zentimeter aus dem Maul ihrer nur um wenig größeren Gefährtin heraustragten. Schon nach wenigen Minuten fraß die getretete Schlange eine Ratte, so wenig hatte ihr die absonderliche Expedition geschadet. Solche Vorkommnisse sind unter Schlangen nicht selten, man kann sie allerdings wohl kaum als eigentliche Tierfreundschaften bezeichnen.

Friz Behn.

Wißt ihr schon?...

Der merkwürdigste Wasserturm der Welt befindet sich in Honolulu. Sein Wasserbehälter, der sich an der Spitze des Berges befindet, und etwa eine halbe Million Liter Wasser faßt, ist vollkommen wie eine Ananas geformt und in natürlichen Farben gemalt, so daß das Gebäude wie eine Riesentellame für eine Ananasplantage wirkt.

Bei den **Ureinwohnern Mexikos**, besonders auf der Halbinsel Yucatan, galt die Dreizehn als eine heilige Zahl.

Zucker kommt nicht nur im Zuckerrohr und in der Zuckerrübe vor, sondern auch in dem Saft von etwa 200 anderen Pflanzen und Bäumen.

Der **Turnjulle** besitzt eine so außerordentliche Schwerkraft, daß er eine Maus auf den Boden zu ergreifen vermag, wenn er selber so hoch über der Erdoberfläche schwebt, daß das menschliche Auge ihn nicht wahrnehmen kann.

Mädchen wachsen im Alter von fünfzehn Jahren am schnellsten, Knaben meist nur das siebente Jahr.

Das **Nationalgetränk des Mexikaners**, der **Pulque**, ersetzt ihm Bier, Brauntwein und Wein. Es hat einen milden, mostähnlichen Geschmack, aber einen unangenehmen Geruch, weil es in Schläuchen gären muß. Auch ein aus Melonenkernen zubereitetes Getränk wird gern getrunken.

Holz erzeugt etwa ein Viertel der Wärmemenge, die das gleiche Quantum Steinkohle gibt. Holzkohle dagegen liefert fast die gleiche Wärmemenge wie Steinkohle.

Wildenten sollen 150 Kilometer in der Stunde fliegen können. Eine Mauerfledermaus fliegt mehr als doppelt so schnell. Sie bringt es auf mehr als 300 Kilometer die Stunde.

Charles Chaplins Originalkleidung, die ihn berühmt gemacht hat, ist für Ausstellungszwecke versichert worden, und zwar im Betrage von 200.000 Mark. Ihr wirklicher Wert beträgt demgegenüber kaum mehr als zwei Mark.

Sehr große Regentropfen fallen immer aus geringer Höhe. Je kleiner die Regentropfen sind, aus um so größerer Höhe kommen sie.

Ein großer Grünlandvögel gibt bis zu zwanzig Tonnen Tran.

Die **höchsten Bäume der Erde** finden sich unter den Gummibäumen Australiens. Man hat dort Bäume, die mehr als 120 Meter hoch sind.

Zu China gibt es unter den Anhängern des Konfucius keine Scheidung; bei ihnen ist das Weib ihr Leben lang dem Willen des Vaters unterworfen.

Der **Huf eines Pferdes** ist ein hartes Gehäuse, gefüllt mit Fleisch und Blut. Der Teil des Hufes, in welches der Hufnagel geschlagen wird, ist ein Hohlteil.

Wenn man eine Tasse Terpentin auf einem Viertelliter Wasser mischt und dies während einer Woche auf Blumen und Pflanzen gießt, so werden diese schön und leuchtend.

— Heiteres. —

Dann allerdings. Schaffner: „Sie müssen für den Jungen bezahlen, der ist ja schon über sechs Jahre alt!“ — Dame: „Ich habe aber noch nie für ihn bezahlen müssen!“ — Schaffner: „Unmöglich. Man sieht doch, daß der Junge mindestens zwölf Jahre alt ist.“ — Dame: „Tiger. Aber wenn er gar nicht mein Junge ist, wiejo soll ich dann für ihn bezahlen?“

Der Lebensretter. Peter: „Hast du gehört, der Willy hat das medizinische Studium aufgegeben und will umfarteln?“ — Paul: „Das ist eine Tat, die vielen Menschen das Leben rettet!“

Kalte Dusche. Dolly: „Und dann sagte er, ich sei das erste Mädchen, das er je wirklich geliebt hat!“ — Mary: „Ist das nicht reizend, wie er das immer sagt?“

Meite. Bankier: „Wir wollen einen Groschen hochwerfen. Zahl bedeutet, daß ich nachmittags im Büro bleibe, Rückseite bedeutet, daß Sie bleiben!“ — Prokurist: „In Ordnung. Ich will nur mal sehen, ob uns einer im Büro einen Groschen dafür pumpen kann.“

Der Raucher. „Hast du eine Zigarette bei dir?“ — „Junge, Junge, wieviel rauchst du eigentlich am Tag?“ — „Gerade so viel, wie ich geschenkt kriege!“

Zweideutig. Krämer: „Ist das Fünfmarskind auch echt? Das klingt so sonderbar!“ — Kunde: „Und ob es echt ist. So echt, als wenn ich es selber gemacht hätte!“

Unschlbares Rezept. Peter: „Wo bewahrst du eigentlich dein Geld auf, daß es deine Frau nicht findet?“ — Paul: „Ganz einfach, ich tu es in den Korb mit ungestopften Socken!“

Der kürzeste Weg. Fahrlehrer: „Wie stellen Sie die Pferdehärten eines Motors am schnellsten fest?“ — Schüler: „Ich sehe im Katalog der Firma nach!“

Schach-Öst.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourkarte beizulegen, bei Teplitz-Schönbau.

Schachaufgabe Nr. 148.

Von Rudolf Prade, Radebeul.

Schwarz: Kc1, Tc3, z3; Bc2, d4, f4 (6).



Weiß: Kc1, Td2, e5; Lc7; Sh2; Bc4, z4, z4 (8).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 145: Bh2-h3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Oibert Ernst, Dominica; Schöpka Josef, Liditz; Fritsch Anton u. Hieke Josef, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Dinneberg Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Döhner Max und Mildorf Adolf, Tetschen; Pöpperl Theo, Ausserschieß; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kvitkau; Ubert Pudoll, Prasseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Svoboda Josef, Nechwalitz.

Int. Sport- und Spieltag in Aussig. Schachwettkämpfe.

Die Schachwettkämpfe erfreuten sich diesmal eines regen Zuspruchs, auch die Organisation klappte ganz vorzüglich. Die Veranstaltungen begannen am Freitagabend mit einer Ueberraschung im Bundesmeisterturnier.

1. Runde: Dr. Polacek, Eger, gewann gegen Gangl, Marienbad. Hyna, Hostomitz, gewann gegen Pilz, Warnsdorf.
2. Runde: Samstag, früh 8 Uhr. Gangl gewann gegen Pilz; Hyna gewann gegen Dr. Polacek.
3. Runde: Samstag, nachmittags 2 Uhr. Gangl gewann gegen Hyna und Pilz gewann gegen Dr. Polacek. Endstand: Sieger und damit Bundesmeister für 1933 wurde nach Berechnungssystem „Sonneborn“:

Gleichzeitig mit der Endrunde lief der Wettkampf V. gegen VI. Kreis an 18 Brettern, welchen der V. Kreis mit 11:7 Punkten für sich entscheiden konnte. Sämtliche Partien wurden mit Schachurteil gespielt. Anschließend Aufstellung und die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

V. Kreis:	VI. Kreis:
1. Hyna, Hostomitz	0:1 Gangl, Marienbad.
2. Pilz, Warnsdorf	1:0 Dr. Polacek, Eger.
3. Schöpka, Komotau II	0:1 Völk, Marienbad.
4. Groß Osk., Komotau I	0:1 König, Aich.
5. Gahler, Eichwald	1:0 Kölbl, Althoflau.
6. Scharoch, Wisterschan	0:1 Lippert, Eger.
7. Dabitzky, Kleische	1:0 Mühlhans, Eger.
8. Thiel, Komotau I	0:1 Hartauer, Meierhofen.
9. Walter, Wisterschan	1:0 Kupka, Marienbad.
10. Eberhardt, Komotau I	1:0 Steinsdorfer, Zvoda.
11. Robek, Wisterschan	1:0 Hampf, Eger.
12. Sachs, Komotau I	1:0 Pöpperl, Marienbad.
13. Tychal, Komotau I	1:0 Benesch, Neudek.
14. Frisch, Wisterschan	1:0 Kraus, Marienbad.
15. Röckl, Wisterschan	1:0 Künzel, Zvoda.
16. Eis, Komotau I	0:1 Turba, Marienbad.
17. Wendler, Kleische	0:1 Zuba, Marienbad.
18. Wiedemann, Sobrusan	1:0 Habelik, Marienbad.

Ergebnis 11:7 für V. Kreis.

Am Sonntag früh gewann Marienbad gegen Komotau I. mit 7:2 Punkten (4 Hängepartie) und wurde Bundesmannschaftsmeister. Der Wettkampf um die Festmeisterschaft endete mit 7½:4½ Punkten für die tschechischen Genossen vom DTJ. Ausführlicher Bericht folgt in nächster Folge.